

DAS GEHEIMNIS DER GROSSEN SCHWERTER 3

TAD WILLIAMS

DIE NORNENKÖNIGIN

Aus dem Amerikanischen
von Verena C. Harksen

KLETT-COTTA

Die Übersetzung von Verena C. Harksen wurde für diese Ausgabe neu
durchgesehen von Andy Hahnemann.

Hobbit Presse

www.klett-cotta.de/hobbitpresse

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »To Green Angel Tower«
im Verlag DAW Books

© 1993 by Tad Williams

Für die deutsche Ausgabe

© 2010 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Printed in Germany

Schutzumschlag: HildenDesign, München

Umschlagillustration: © Keren Beyit

Illustrationen im Innenteil: © Jan Reiser, www.enter-and-smile.de

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-93868-5

Inhalt

Zusammenfassung des ersten Bandes	9
Zusammenfassung des zweiten Bandes	15

Prolog 23

Erster Teil Der wartende Stein

1	Unter fremdem Himmel	33
2	In Ketten	60
3	Osten der Welt	88
4	Das schweigende Kind	127
5	Ödland der Träume	161
6	Das Grab im Meer	193
7	Sturmkönigs Amboss	233
8	Feuernächte	254
9	Blätter aus einem alten Buch	294
10	Reiter der Morgendämmerung	325
11	Der Weg zurück	358
12	Rabentanz	388
13	Die Nestbauer	425
14	Dunkle Gänge	461
15	Der gläserne See	481
16	Fackeln im Schlamm	519

Zweiter Teil
Die gewundene Straße

- 17 Festfeuernacht 553
- 18 Der Fuchshandel 587
- 19 Ein zerstörtes Lächeln 618
- 20 Reisende und Boten 660
 - 21 Erhörte Gebete 685
 - 22 Flüstern im Stein 704
 - 23 Der Ruf des Horns 725
- 24 Ein Himmel voller Tiere 755
- 25 Das Abbild des Himmels 792
- 26 Ein Geschenk für die Königin 814

Anhang 841

*Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.
Die nackten Toten die sollen eins
Mit dem Mann im Wind und im Westmond sein;
Blankbeinig und bar des blanken Gebeins
Ruht ihr Arm und ihr Fuß auf Sternenlicht.
Wenn sie irr werden solln sie die Wahrheit sehn,
Wenn sie sinken ins Meer solln sie auferstehn.
Wenn die Liebenden fallen – die Liebe fällt nicht;
Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.*

Dylan Thomas, übertragen von Erich Fried

Prolog

Guthwulf, Graf von Utanyeat, strich mit den Fingern über das zerkratzte Holz von Priester Johans großer Tafel. Die unnatürliche Stille beunruhigte ihn. Bis auf das geräuschvolle Atmen von König Elias' Mundschenk und das Klappern der Löffel in den Essschalen herrschte Schweigen in der langgestreckten Halle. Wie konnte es so ruhig sein, wenn fast ein Dutzend Leute zu Abend aßen? Dem blinden Guthwulf schien die Stille doppelt bedrückend, auch wenn sie ihn nicht unbedingt überraschte. Neuerdings speisten nur noch wenige an der Tafel des Königs, und wer gezwungen war, sich in Elias' Umkreis aufzuhalten, schien es immer eiliger zu haben, daraus fortzukommen, ohne das Schicksal durch so etwas Gewagtes wie ein Tischgespräch herauszufordern.

Vor ein paar Wochen hatte ein Söldnerhauptmann namens Ulgart aus dem Wiesen-Thrithing den Fehler begangen, über die Sitten der Frauen von Nabban zu scherzen. Die Thrithingmänner waren fast alle von ihrer Schamlosigkeit überzeugt, denn sie hatten kein Verständnis für Frauen, die sich das Gesicht bemalten und Kleider trugen, die so viel nacktes Fleisch enthüllten. Unter gewöhnlichen Umständen wäre Ulgarts roher Witz in einer Männergesellschaft gar nicht aufgefallen; und es saßen nur Männer an König Elias' Tafel, weil es kaum noch Frauen auf dem Hochhorst gab. Aber der Söldner hatte vergessen – wenn er es je gewusst hatte –, dass die Gemahlin des Hochkönigs, getötet von einem Thrithingpfeil, eine Edelfrau aus Nabban gewesen war. Als man den Pudding zum Nachtsch servierte, hing Ulgarts Kopf bereits am Sattelknauf eines Mannes der Erkywnache, unterwegs zu den spitzen Pfählen über dem Nerulaghtor, um den dort hausenden Raben als Futter zu dienen.

Es lag lange zurück, dass die Tischgespräche auf dem Hochhorst geistvoll gefunktelt hatten, dachte Guthwulf, aber heutzutage nahm man die Mahlzeiten fast bei Grabesstille ein, nur unterbrochen vom Ächzen schwitzender Diener – die sich anstrengen mussten, die Arbeit derjenigen mitzutun, die aus der Burg verschwunden waren – und den gelegentlichen unsicheren Schmeicheleien der wenigen Edelleute und Schlossbeamten, die sich der Einladung des Königs nicht hatten entziehen können.

Jetzt hörte Guthwulf das Murmeln leiser Worte und erkannte Herrn Fluirens Stimme, die dem König etwas zuflüsterte. Der hochbetagte Ritter war erst kürzlich aus seiner Heimat Nabban zurückgekehrt, wo er als Elias' Gesandter bei Herzog Benigaris geweilt hatte. Heute nahm er zur Rechten des Königs den Ehrenplatz ein. Der alte Mann hatte Guthwulf erzählt, seine Unterredung mit dem König, ein paar Stunden früher am Tag, wäre ohne jede Besonderheit verlaufen; aber trotzdem hatte Elias während des ganzen Essens einen besorgten Eindruck gemacht. Guthwulf konnte ihn zwar nicht sehen, aber die Jahrzehnte, die er in nächster Nähe des Hochkönigs verbracht hatte, ermöglichten es ihm, jeder Betonung, jeder ungewöhnlichen Bemerkung Elias' einen Gesichtsausdruck zuzuordnen. Hinzu kam, dass Guthwulfs Gehör und sein Geruchs- und Tastsinn – weit empfindlicher, seit er sein Sehvermögen verloren hatte – in Gegenwart von Elias' furchtbarem Schwert *Leid* immer noch viel schärfer zu reagieren schienen.

Seit damals, als der König Guthwulf gezwungen hatte, sie zu berühren, war ihm die graue Klinge beinahe wie ein lebendes Wesen vorgekommen, etwas, das ihn kannte, das reglos, aber seiner Gegenwart schrecklich bewusst auf ihn wartete wie ein Raubtier, das Witterung aufgenommen hat. Die bloße Anwesenheit des Schwerter führte dazu, dass sich Guthwulfs Nackenhaare sträubten und alle Nerven und Sehnen aufs äußerste gespannt schienen. Manchmal, mitten in der Nacht, wenn der Graf von Utanyeat bei trüben Gedanken wachlag, glaubte er durch die Hunderte von Ellen Stein, die sein Zimmer von den Gemächern des Königs trennten, die Klinge zu spüren; ein graues Herz, das nur er allein pochen hörte.

Elias schob jäh den Stuhl zurück. Das Kreischen von Holz auf

Stein brachte alles ringsum zu erschrockenem Verstummen. Guthwulf malte sich aus, wie Löffel und Pokale mitten in der Luft tröpfelnd zum Halt kamen.

»Verdammt, Alter!«, fauchte der König. »Dient Ihr mir oder diesem Welpen Benigaris?«

»Ich berichte Euch nur, was der Herzog gesagt hat, Majestät«, stotterte Herr Fluiren. »Doch ich denke nicht, dass er es unehrerbietig meint. Er hat Schwierigkeiten mit den Thrithingstämmen an seiner Grenze, und das Wran-Volk ist aufsässig ...«

»Und was geht mich das an?« Guthwulf konnte fast sehen, wie Elias' Augen schmal wurden, so oft hatte er beobachtet, welche Veränderungen der Zorn in den Zügen des Königs hervorrief. Sein blaßes Gesicht würde dunkel und feucht sein. Seit einiger Zeit hatte Guthwulf die Dienerschaft tuscheln hören, der König werde immer magerer.

»Ich war es, der Benigaris auf den Thron half, Ädon verfluche ihn! Und ich gab ihm einen Lektor, der sich nicht einmischt!«

Er sagte es und brach ab. Als Einziger der Gesellschaft hörte Guthwulf, wie Pryrates, der dem blinden Grafen gegenüber saß, scharf den Atem einzog. Als merke er, dass er zu weit gegangen war, entschuldigte sich der König mit einem wenig überzeugenden Scherz und setzte dann die leise Unterredung mit Fluiren fort.

Einen Augenblick saß Guthwulf da wie vom Donner gerührt. Er griff hastig zum Löffel und fuhr fort zu essen, um seine plötzliche Furcht zu verbergen. Wie mochte er aussehen? Starren sie ihn alle an – konnte jeder die verräterische Röte in seinem Gesicht bemerken? Die Worte des Königs über das Amt des Lektors und Pryrates' bestürztes Nachluftschnappen hallten in seinem Kopf wider wie ein Echo. Die anderen würden zweifellos annehmen, dass Elias meinte, er habe die Wahl des geschmeidigen Escritors Velligis zum Nachfolger Ranessins als Lektor unterstützt; aber Guthwulf wusste es besser. Pryrates' Unbehagen, als es den Anschein hatte, der König könne ein Wort zu viel sagen, bestätigte Guthwulfs längst gehegten, unbestimmten Verdacht: Pryrates hatte dafür gesorgt, dass Ranessin starb. Und jetzt war sich Guthwulf sicher, dass Elias davon wusste, den Mord vielleicht sogar angeordnet hatte. Der König und sein Rat-

geber hatten sich in einen Handel mit Dämonen eingelassen und Gottes höchsten Priester umgebracht.

Guthwulf saß mit vielen anderen am Tisch, aber in dieser Sekunde fühlte er sich so einsam wie ein Mann auf windgepeitschtem Berggipfel. Er konnte die Last so vieler Täuschungen, so großer Furcht nicht länger ertragen. Es war Zeit zur Flucht. Lieber als blinder Bettler unter dem übelsten Abschaum von Nabban vegetieren, als eine einzige Stunde länger in dieser verfluchten, gespenstischen Burg ausharren.

Guthwulf schob die Tür seines Zimmers auf und blieb im Türrahmen stehen, um sich von der eisigen Luft des Korridors umwehen zu lassen. Es war Mitternacht. Selbst wenn er die Folge klagender Töne, die vom Engelsturm erklangen, nicht gehört hätte, wäre ihm doch die tiefere Kälte an Wangen und Augen aufgefallen, die scharfe Schneide der Nacht, wenn sich die Sonne in ihren fernsten Schlupfwinkel zurückgezogen hatte.

Merkwürdig, die Augen zu benutzen, um mit ihnen zu fühlen. Aber seitdem Pryrates ihm den Blick versengt hatte, waren sie sein empfindlichster Körperteil geworden. Mit einer Feinheit der Wahrnehmung, die selbst die seiner Fingerspitzen übertraf, erfassten sie jede Veränderung von Wind und Wetter. Und doch, so nützlich ihm seine blinden Augäpfel auch waren, es lag etwas Grausiges darin, sich ihrer so zu bedienen. Mehrere Nächte war er schwitzend und atemlos aus Träumen erwacht, in denen er ein formloses, kriechendes *Ding* gewesen war, mit fleischigen Fühlern, die aus seinem Gesicht herauswuchsen, blicklosen Knollen, die wie Schneckenhörner schwankten. In seinen Träumen konnte er sehen; das Wissen, dass er selbst es war, auf den er starrte, riss ihn immer wieder keuchend aus dem Schlaf, zurück in die tiefe Dunkelheit, die nun für immer seine Heimat war.

Guthwulf trat in den Gang der Burg hinaus, wie jedes Mal überrascht, dass er sich noch immer im Finstern bewegte, wenn er von einem Raum zum andern ging. Als er die Tür zu seinem Zimmer mit dem Kohlenbecken darin, in dem die Glut schwelte, ins Schloss zog, wurde die Kälte beißender. Er vernahm das Klirren der gepanzerten Posten auf den Mauern vor dem offenen Fenster und lauschte dem

Wind, der anschwell und das Klappern der Rüstungen unter seinem eigenen Klagegesang erstickte. Unten in der Stadt jappte ein Hund, und irgendwo, mehrere Biegungen weiter im Gang, öffnete sich leise eine Tür und schloss sich wieder.

Ein paar Sekunden wiegte sich Guthwulf unentschlossen hin und her und entfernte sich dann einige Schritte von seiner Tür. Wenn er fortwollte, musste er jetzt gehen; es hatte keinen Sinn, hier brütend im Korridor herumzustehen. Er sollte sich lieber beeilen und die Gunst der Stunde nutzen: Die ganze Welt war blind im Dunkel der Nacht und ihm kaum überlegen. Und welche Wahl hatte er denn noch? Das, was aus seinem König geworden war, konnte er nicht ertragen. Aber er musste ihn heimlich verlassen. Auch wenn Elias nur noch wenig Verwendung für Guthwulf hatte – eine *Hand* des Hochkönigs, die nicht mehr in die Schlacht reiten konnte –, zweifelte Guthwulf daran, dass sein einstiger Freund ihn so einfach gehen lassen würde. Wenn ein blinder Mann die Burg verließ, die ihm Nahrung und Wohnung bot, und dazu noch vor seinem alten Kameraden Elias floh, der ihn immerhin vor Pryrates' berechtigtem Zorn geschützt hatte, dann roch das allzu sehr nach Verrat – zumindest für den Mann auf dem Drachenbeinthron.

Guthwulf hatte schon eine ganze Weile über alles nachgedacht und sogar einen Plan ausgearbeitet. Er wollte hinunter nach Erchester gehen und die Nacht in Sankt Sutrin verbringen. Der Dom war so gut wie verlassen, und die Mönche dort zeigten sich gegenüber allen Bettlern barmherzig, die überhaupt noch den Mut besaßen, innerhalb der Stadtmauern zu übernachten. Am nächsten Morgen würde er sich dann unter die Nachzügler des ungeordnet hinausziehenden Volkes mischen und der Alten Waldstraße nach Osten ins Hasutal folgen. Von dort aus – wer konnte das sagen? Vielleicht weiter ins Grasland, wo Josua Gerüchten nach ein Heer von Aufständischen um sich sammelte. Vielleicht in ein Kloster in Stanshire, oder auch anderswohin, an irgendeinen Ort, der wenigstens so lange Zuflucht bot, bis Elias' unbegreifliches Spiel am Ende alles vernichtete.

Jetzt aber musste er mit dem Grübeln aufhören. Es war Zeit. Die Nacht würde ihn vor neugierigen Augen schützen, das Tageslicht ihn in Sankt Sutrins Obhut finden. Er musste fort.

Doch gerade, als er den Gang hinuntergehen wollte, spürte er etwas Federleichtes an seiner Seite – einen Atem, einen Seufzer, das unbestimmte Gefühl, dass jemand da war. Er fuhr herum, seine Hand stieß vor. Wollte man ihn doch aufhalten?

»Wer ...?«

Niemand. Oder wenn doch jemand da stand, so rührte er sich nicht und verspottete Guthwulf in seiner Blindheit. Der Graf empfand eine sonderbare, jähe Unsicherheit, als hebe sich der Boden unter seinen Füßen. Er machte einen weiteren Schritt und spürte plötzlich ganz deutlich die Anwesenheit des grauen Schwertes, als umgebe ihn auf allen Seiten seine eigenartige Macht. Es kam ihm vor, als seien die Mauern ringsum verschwunden. Ein rauher Wind fegte über ihn hinweg und durch ihn hindurch und war fort.

Was war das für ein Wahnsinn?

Blind und ohnmächtig. Fast hätte er geweint. *Verflucht*

Guthwulf nahm sich zusammen und löste sich von der Sicherheit seiner Zimmertür. Aber das merkwürdige Gefühl – der Raum selbst schien in Bewegung geraten zu sein – begleitete ihn auf dem Weg durch die langen Gänge des Hochhorstes. Seine Finger streiften ungewohnte Gegenstände, zierliche Möbelstücke und glattpolierte, dabei aber kompliziert verschlungene Geländer, die ganz anders waren als alles, woran er sich erinnerte: Die Tür zu den einst von den Kammerfrauen bewohnten Räumen stand offen und schwang hin und her, und obwohl er wusste, dass die Unterkünfte leer standen – die Oberste der Kammerfrauen hatte vor ihrem Anschlag auf Pryrates alle ihre Schützlinge aus der Burg herausgeschmuggelt –, hörte er tief drinnen das Gewisper von Stimmen. Guthwulf schauderte, aber er ging weiter. Der Graf kannte die neuerdings so wechselhafte, unzuverlässige Beschaffenheit des Hochhorstes schon. Längst bevor er das Augenlicht verloren hatte, war die Burg zu einem unheimlichen Ort geworden, der sich ständig veränderte.

Guthwulf fuhr fort, seine Schritte zu zählen. Er hatte den Weg in den letzten Wochen mehrfach probeweise zurückgelegt: fünfunddreißig Schritte, bis der Gang die Richtung änderte, zwei Dutzend weitere bis zum Haupttreppenabgang, dann hinaus in den schma-

len, windigkalten Rebengarten. Noch einmal ein halbes Hundert Schritte, und er war wieder unter einem Dach und würde durch die Wandelhalle des Burgkaplans gehen.

Die Wand unter seinen Fingern wurde warm, dann jäh sengend heiß. Der Graf riss die Hand weg. Er keuchte vor Schreck und Schmerz. Ein dünner Schrei schwebte durch den Korridor.

»... T'si e-isi'ha as-irigú ...!«

Wieder tastete er mit bebender Hand nach der Mauer und fühlte nur Stein, feucht und nasskalt. Der Wind ließ seine Kleider flattern – der Wind oder etwas Murrendes, Körperloses, das nach ihm griff. Er fühlte das graue Schwert in seiner Nähe.

Guthwulf eilte durch die Gänge der Burg und streifte dabei die erschreckend wandelbaren Wände nur ganz leicht mit den Fingern. Soweit er wusste, war er das einzige Wesen weit und breit, das wirklich lebte. Die merkwürdigen Laute und die Berührungen, so sacht wie Rauch und Schmetterlingsflügel, waren nur Trugbilder, versicherte er sich selbst, sie konnten ihm nichts anhaben. Sie waren nur die Schatten von Pryrates' Hexenkünsten. Er würde sich von ihnen nicht an der Flucht hindern, sich nicht an diesem unheiligen Ort einsperren lassen.

Der Graf berührte das rauhe Holz einer Tür und freute sich unbändig, dass er richtig gezählt hatte. Er unterdrückte mühsam einen Schrei des Triumphs und der überwältigenden Erleichterung. Er hatte die kleine Pforte neben dem großen Südtor erreicht. Dahinter musste offenes Gelände mit dem zum Inneren Zwinger gehörenden Anger liegen.

Aber als er die Pforte aufgestoßen hatte und hindurchgeschritten war, fühlte er anstatt der bitterkalten Nachtluft das Wehen eines heißen Windes und die Hitze eines großen Feuers auf der Haut. Schmerzliche, angstvolle Stimmen murmelten.

Mutter Gottes! Brennt der Hochhorst?

Guthwulf trat zurück, konnte aber die Tür nicht mehr finden. Stattdessen kratzten seine Finger über Stein, der unter seiner Berührung immer heißer wurde. Das Gemurmel steigerte sich allmählich zum Dröhnen vieler erregter Stimmen, sanft und doch durchdringend wie das Summen eines Bienenstocks. *Wahnsinn*, sagte er sich

selbst, *Illusion*. Er durfte nicht nachgeben. Noch immer seine Schritte zählend, stolperte er vorwärts. Bald rutschten seine Füße im Schlamm des Angers, und doch war es im selben Moment, als klapperten seine Absätze auf glatten Steinplatten. Die unsichtbare Burg befand sich in einem furchtbaren Zustand des Fließens, einmal brennend und bebend, dann wieder kalt und körperlos, und das alles in völliger Stille, während ihre Bewohner in ahnungslosem Schlummer lagen.

Traum und Wirklichkeit schienen undurchdringlich miteinander verwoben. Durch Guthwulfs eigene Schwärze wimmelten flüsternde Geister, die ihn beim Zählen verwirrten; aber er kämpfte sich weiter, getragen von der grimmigen Entschlossenheit, die ihm als Elias' Hauptmann durch so manche furchtbare Schlacht geholfen hatte. Er stapfte weiter, auf den Mittleren Zwinger zu. Endlich blieb er stehen, um einen Augenblick auszuruhen – nach seinen unsicheren Berechnungen nahe der Stelle, wo einmal die Wohnung des Burgarztes gelegen hatte. Er roch den säuerlichen Geruch der verkohlten Balken, streckte die Hand aus und fühlte, wie sie unter seiner Berührung zu Asche zerfielen. Undeutlich entsann er sich des Brandes, der Morgenes und einige andere getötet hatte. Plötzlich, wie von seinen Gedanken herbeigerufen, züngelten überall knisternde Flammen empor und umschlossen ihn mit ihrem Feuer. Es konnte keine Einbildung sein – er fühlte die tödliche Hitze! Die Glut umschloss ihn wie eine zermalmende Faust und versperrte ihm den Weg, ganz gleich, in welche Richtung er lief. Guthwulf stieß einen erstickten Verzweiflungsschrei aus. Er war gefangen, gefangen! Er würde verbrennen!

»*Ruakha, ruakha Asu'a!*«, schrien Geisterstimmen hinter den Flammen. Das graue Schwert war jetzt in ihm, in allem. Er glaubte seine unirdische Musik zu hören, die Lieder seiner unnatürlichen Schwestern. Drei Schwerter. Drei unheilige Schwerter. Jetzt kannten sie ihn.

Ein Rauschen wie der Schlag vieler Schwingen, dann fühlte der Graf von Utanyeat plötzlich, wie sich vor ihm eine Öffnung auftat, eine Lücke in der sonst ununterbrochenen Flammenwand – eine Türöffnung, die kühle Luft atmete. Ihm blieb kein anderer Weg – er warf sich den Mantel über den Kopf und stolperte hinab in einen Gang voller Schatten, die still waren und kalt.



Erster Teil

Der wartende Stein

Unter fremdem Himmel

Simon kniff die Augen zusammen und sah zu den Sternen auf, die in der schwarzen Nacht dahintrieben. Es fiel ihm immer schwerer, wach zu bleiben. Seine müden Augen richteten sich auf das hellste Sternbild, einen unregelmäßigen Kreis von Lichtern, die ungefähr eine Handbreit über dem gähnenden, an eine zerbrochene Eierschale erinnernden Rand der Kuppel zu schweben schienen.

Da. Das war doch wohl das Spinnrad? Es machte einen eigenartig länglichen Eindruck – als sei der Himmel selbst, an dem die Sterne standen, zu einer ungewohnten Form verzerrt. Doch wenn es nicht das Spinnrad war, was sonst konnte mitten im Herbst so hoch am Himmel scheinen? Der Hase? Aber zum Hasen gehörte ein kleiner Sternknopf dicht daneben, der Schwanz. Und der Hase war doch nie so groß gewesen?

Der Wind streckte eine Klaue in das halbverfallene Gebäude hinunter, das Geloë die »Sternwarte« nannte – vermutlich einer ihrer trockenen Witze, entschied Simon. Erst die langen Jahrhunderte hatten die Kuppel aus weißem Stein dem Nachthimmel geöffnet, darum wusste Simon, dass hier nicht wirklich eine Sternwarte gewesen war. Gewiss konnten nicht einmal die geheimnisvollen Sithi durch eine Decke aus massivem Fels die Gestirne beobachten.

Wieder wehte der Wind, diesmal stärker. Er brachte Schneegestöber mit. Obwohl es ihn vor Kälte zittern ließ, war Simon dankbar, denn die eisige Kälte vertrieb einen Teil seiner Schläfrigkeit. Es ziemte sich nicht für ihn, jetzt einzuschlafen – nicht ausgerechnet in dieser Nacht aller Nächte.

Schließlich bin ich jetzt ein Mann, dachte er. Oder doch beinahe.

Er streifte den Hemdsärmel hoch und betrachtete seinen Arm. Er versuchte, die Muskeln hervortreten zu lassen, und runzelte die Stirn über das wenig befriedigende Ergebnis. Mit den Fingern strich er über die Haare an seinem Unterarm und befühlte die Stellen, an denen Schnittwunden zu wulstigen Narben geworden waren. Hier hatten die geschwärtzten Nägel eines Hunen ihr Zeichen eingepägt, dort war er am Hang des Sikkihoq ausgeglitten und auf einen Felsen geprallt. War es das, was Erwachsensein bedeutete? Eine Menge Narben zu haben? Er nahm an, dass es wohl auch hieß, aus seinen Verwundungen zu lernen – aber welche Lehren konnte er aus seinen Erlebnissen im vergangenen Jahr ziehen?

Lass nicht zu, dass man deine Freunde umbringt, dachte er mürrisch. Das ist schon mal eine. Geh nicht hinaus in die Welt, damit du nicht von Ungeheuern und Verrückten gejagt wirst. Das ist eine andere. Mach dir keine Feinde.

So weit die weisen Ratschläge, mit denen andere Leute ihn immer so eifrig bedachten. Aber es war nie so einfach, wie es in Vater Dreosans Predigten geklungen hatte, in denen die Menschen eine klare Wahl zwischen dem Weg des Bösen und Ädons Weg gehabt hatten. Wie Simon in letzter Zeit die Welt erfahren hatte, konnte man sich immer nur zwischen zwei gleichmäßig unerfreulichen Möglichkeiten entscheiden, bei denen Gut und Böse lediglich eine verschwindend geringe Rolle spielten.

Das Pfeifen des Windes, der durch die Kuppel der Sternwarte fegte, wurde schriller. Es zerrte an Simons Nerven. Trotz der Schönheit der kunstvoll gemeißelten, perlweißen Mauern blieb der Ort abweisend. Die Winkel waren sonderbar, die Proportionen schmeichelten einem fremdartigen Geschmack. Wie andere Werke ihrer unsterblichen Baumeister gehörte auch die Sternwarte ganz und gar den Sithi. Sterbliche konnten sich hier nie wirklich wohl fühlen.

Unruhig stand Simon auf und fing an, hin- und herzugehen. Das leise Echo seiner Schritte verlor sich im Summen des Windes. Was ihn an dieser großen, kreisrunden Halle besonders fesselte, war unter anderem die Tatsache, dass es hier Steinfußböden gab, etwas, das die Sithi heute nicht mehr zu bauen schienen. Erinnerungen an die warmen, grasigen Wiesen von Jao é-Tinukai'i stiegen in ihm auf,

und er bewegte die Zehen in seinen Stiefeln. Er war dort barfuß gegangen, und jeder Tag war ein Sommertag gewesen. Als er daran dachte, verschränkte er die Arme über der Brust, als suche er Wärme und Trost.

Der Boden der Sternwarte bestand aus kunstvoll geschnittenen und aneinandergesetzten Platten, während die kreisrunde Mauer aussah wie gewachsen. Vielleicht war sie aus dem Fels des Abschiedsteins selbst gemeißelt worden. Simon überlegte. Auch die anderen Bauwerke hier oben hatten keine sichtbaren Fugen. Wenn die Sithi alle Häuser auf dem Gipfel unmittelbar aus dem felsigen Gebein des Hügels herausgehauen und sich außerdem noch tief in Sesuad'ras Inneres hineingearbeitet hatten – der Stein war anscheinend überall von Tunneln durchzogen –, woher hatten sie dann gewusst, wann sie aufhören mussten zu graben? Hatten sie keine Angst gehabt, der ganze Felsen würde einstürzen, wenn sie ein Loch zu viel gruben? Das schien ihm fast ebenso wundersam wie jeder andere Sithizauber, von dem er gehört oder den er gesehen hatte, und genauso unerschwingbar für Sterbliche: zu wissen, wann man aufhören muss.

Simon gähnte. Usires Ädon, war diese Nacht lang! Er blickte hinauf zum Himmel, zu den Sternen, die glühend dahinrollten.

Ich will hinaufklettern. Ich will den Mond anschauen.

Er ging über den glatten Steinfußboden zu einer der langen Treppen, die sich auf der Innenseite der Kuppel allmählich nach oben wendeten. Im Steigen zählte er die Stufen. Das hatte er im Lauf dieser langen Nacht schon mehrmals getan. Auf der hundertsten Stufe setzte er sich hin. Der diamantene Strahl eines ganz bestimmten Sterns, der in der Mitte einer seichten Einkerbung der bröckelnden Kuppel gestanden hatte, als Simon zuletzt hier oben gewesen war, schien jetzt auf den Rand der Kerbe. Bald würde er hinter dem Überrest des Kuppeldachs verschwunden und außer Sicht sein.

Gut. Wenigstens etwas Zeit war vergangen. Die Nacht war lang, und die Sterne waren fremd, aber zumindest setzte die Zeit ihren Lauf fort.

Simon kam auf die Füße und stieg weiter, kletterte ohne Mühe die schmale Treppe hinauf, trotz eines leichten Schwindelgefühls, das ein langer Schlaf unzweifelhaft vertreiben würde. Er kletterte,

bis er den höchsten Treppenabsatz erreicht hatte, einen von Pfeilern gestützten Steinkragen, der einst das gesamte Gebäude umgeben hatte. Jetzt war er schon lange zerfallen und größtenteils eingestürzt, sodass er sich nur noch ein paar kurze Ellen über das Verbindungsstück zur Treppe hinaus erstreckte. Die Oberkante der hohen Außenmauer reichte gerade bis über Simons Kopf. Ein paar vorsichtige Schritte brachten ihn zu einer Stelle des Treppenabsatzes, an der die Kuppel so weit eingekerbt war, dass er fast heranreichte. Er griff nach oben, tastete sorgfältig nach festem Halt für seine Finger und zog sich hinauf. Er schwang ein Bein über die Mauer und ließ es ins Nichts baumeln.

Der Mond, von einem windzerfetzten Wolkenschleier verhüllt, schien dennoch so hell, dass die bleichen Ruinen unter ihm wie Elfenbein schimmerten. Simon hatte einen guten Aussichtsplatz. Die Sternwarte war das einzige Gebäude innerhalb der Außenmauer von Sesuad'ra, das so hoch war wie die Mauer selbst, was der Siedlung den Anschein eines einzigen, riesigen Bauwerks gab. Im Gegensatz zu den anderen verlassenen Wohnstätten der Sithi, die Simon gesehen hatte, fehlten hier die Türme, die hohen, aufragenden Spitzen. Es war, als sei der Geist der Baumeister von Sesuad'ra unterdrückt worden oder als hätten sie nur für nützliche Zwecke gebaut, nicht aus Stolz auf ihre Fähigkeiten. Nicht, dass die Ruinen keinen Reiz besessen hätten; der weiße Stein zeigte einen ganz besonderen, eigentümlichen Glanz, und die Häuser im Inneren der Vormauer waren nach dem Muster einer wilden, aber in sich vollendet logischen Geometrie angeordnet. Obwohl alles einen viel kleineren Maßstab aufwies, als Simon es aus Da'ai Chikiza und Enki-e-Shao'saye kannte, verliehen ihm gerade sein bescheidener Umfang und die Gleichförmigkeit des Entwurfs eine schlichte Schönheit, die es von jenen anderen, großartigeren Stätten abhob.

Überall im Umkreis der Sternwarte und auch der anderen größeren Häuser wie das Abschiedshaus und das Haus der Wasser – wie Geloë sie nannte; Simon wusste nicht, ob diese Bezeichnungen wirklich dem ursprünglichen Zweck der Bauwerke entsprachen – schlängelte sich ein System von Pfaden und kleineren Gebäuden oder von deren Überresten entlang, dessen Spiralen und Schleifen so kunst-

voll entworfen und zugleich so natürlich schienen wie die Blütenblätter einer Blume. Der größte Teil des Geländes war mit Bäumen zugewachsen, aber sogar diese Bäume waren Überreste einer alten Ordnung, so wie der kleine grüne Fleck inmitten eines Feenrings darauf hinweist, wo die erste Pilzreihe zu wachsen begonnen hat.

In der Mitte dieser Ansiedlung, die vorzeiten zweifellos von seltener und kultivierter Schönheit gewesen war, erstreckte sich eine merkwürdige, mit Steinplatten gepflasterte, erhöhte Fläche. Längst war sie fast überall von Gras bedeckt worden, verriet jedoch selbst im Mondlicht noch Andeutungen einer einstmals üppigen, komplizierten Gestaltung. Geloë nannte diesen zentralen Platz den Feuergarten. Simon, der sich nur mit menschlichen Ansiedlungen einigermaßen auskannte, hätte ihn für einen Marktplatz gehalten.

Jenseits des Feuergartens, auf der anderen Seite des Abschiedshauses, stieg ein erstarrender Wellenkamm aus bleichen Kegelformen empor – die Zelte von Josuas Anhängern, die sich durch die seit Wochen in kleinen Gruppen eintreffenden Neuankömmlinge vervielfacht hatten. Es gab kaum noch Platz, so breit der ebene Gipfel des Abschiedssteins sich auch dehnte. Viele der Zuletztgekommenen hatten sich im Kaninchenbau der Tunnel eingerichtet, die sich unter der steinernen Haut des Berges dahinzogen.

Simon saß da und starrte auf das Flackern der Lagerfeuer in der Ferne, bis er sich einsam fühlte. Der Mond schien unendlich weit weg, sein Antlitz kalt und teilnahmslos.

Er wusste nicht, wie lange er so in die leere Schwärze hinausgestarrt hatte. Sekundenlang fürchtete er, eingeschlafen zu sein und zu träumen, aber nein ... dieses sonderbare Gefühl des Schwebens war etwas Wirkliches – wirklich und erschreckend. Simon wehrte sich, aber seine Glieder schienen weit von ihm entfernt und schwach. Nichts war von Simons Körper übrig als die beiden Augen. Seine Gedanken brannten hell wie die Sterne, die er am Himmel gesehen hatte – als es noch einen Himmel und Sterne gab, noch etwas anderes als diese endlose Schwärze. Entsetzen durchfuhr ihn.

Usires steh mir bei, ist der Stormkönig gekommen? Bleibt es jetzt für immer schwarz? Gott, bitte bring das Licht zurück!

Und wie als Antwort auf sein Gebet fingen in der gewaltigen Dunkelheit Lichter an zu leuchten. Es waren nicht, wie er zuerst dachte, Sterne, sondern Fackeln; winzige Lichtpunkte, die nur ganz allmählich größer wurden, als näherten sie sich aus unendlicher Ferne. Die flimmernde Wolke wurde zum Strom, der Strom zur Linie, die sich in langsamen Spiralen wand und drehte. Es war eine Prozession, Dutzende von Fackeln, die den Berg hinaufstiegen, so wie Simon selbst den Pfad hinaufgeklettert war, der in Windungen um Sesuad'ra herumführte, damals, als er aus Jao é-Tinukai'i gekommen war.

Jetzt konnte Simon die in Kapuzenmäntel gehüllten Gestalten sehen, aus denen der Zug bestand, ein schweigendes Heer, das sich mit zeremonieller Präzision vorwärtsbewegte.

Ich bin auf der Straße der Träume!, begriff er plötzlich. *Amerasu hat gesagt, dass ich ihr näher bin als andere.*

Aber was war es, das er sah?

Die Reihe der Fackelträger erreichte eine ebene Stelle und breitete sich zu einem funkelnden Fächer aus, sodass ihre Lichter weit auf beide Seiten des Gipfels getragen wurden. Ja, es war Sesuad'ra, zu dem sie hinaufgestiegen waren, aber ein Sesuad'ra, der anders war als der Ort, den Simon kannte. Die Ruinen, die ihn umgeben hatten, waren keine Ruinen mehr. Die Säulen und Mauern ragten unversehrt empor. War das die Vergangenheit – der Stein des Abschieds, wie er einst gewesen war – oder eine seltsame Zukunft, in der man ihn wieder aufbauen würde, vielleicht wenn der Sturmkönig ganz Osten Ard unterworfen hätte?

Die Menge strömte dem flachen Platz zu, in dem Simon den Feuer Garten wiedererkannte. Dort steckten die verhüllten Gestalten ihre Fackeln in Ritzen zwischen den Bodenplatten oder auf steinerne Sockel, sodass tatsächlich ein Garten aus Feuer aufblühte, ein Feld aus flackerndem, wogendem Licht. Die vom Wind angefachten Flammen tanzten. Funken sprühten zahlreicher als selbst die Sterne.

Plötzlich fand sich Simon von den vorwärtsdrängenden Massen mitgerissen, hinunter nach dem Abschiedshaus. Er stürzte durch die glitzernde Nacht, glitt geschwind durch steinerne Mauern und

schwebte wie ein körperloses Wesen in die hell erleuchtete Halle hinein. Alles geschah lautlos bis auf ein stetiges Rauschen in seinen Ohren. Wenn er genauer hinsah, schienen sich die Bilder vor ihm zu verschieben und an den Rändern zu verwischen, als habe sich die Welt ein winziges Stück aus ihren Angeln gedreht. Verstört wollte Simon die Augen schließen, stellte jedoch fest, dass sein Traum-Ich unfähig war, die Visionen auszusperren; er konnte nur zuschauen, ein hilfloses Gespenst.

An der großen Tafel stand eine Vielzahl von Gestalten. In Nischen an allen Wänden hatte man Kugeln mit kaltem Feuer gestellt. Ihr blaues, orange und gelbes Glühen warf lange Schatten auf die gemeißelten Mauern. Andere, tiefere Schatten warf das, was auf der Tafel stand, ein Gebilde aus konzentrischen Sphären, ähnlich dem großen Astrolabium, das Simon oft für Doktor Morgenes poliert hatte. Dieses hier jedoch bestand nicht aus Messing und Eichenholz, sondern nur aus glühenden Lichtlinien, als hätte jemand die phantastischen Umrisse mit flüssigem Feuer in die Luft gemalt. Er konnte die Wesen, die sich am Tisch bewegten, nur verschwommen wahrnehmen, aber dennoch wusste Simon genau, dass es sich um Sithi handelte. Diese vogelähnliche Haltung, diese seidige Anmut waren unverkennbar.

Eine Sitha im himmelblauen Gewand lehnte sich über die Tafel und schrieb in Fingerflammspuren geschickt in das glühende Gebilde. Ihr Haar war schwärzer als Schatten, schwärzer sogar als der Nachthimmel über Sesuad'ra, eine üppige Wolke aus Dunkelheit um Kopf und Schultern. Einen Augenblick dachte Simon, es könne Amerasu sein, als sie noch jung war. Aber obwohl vieles an ihr ihn an Erste Großmutter erinnerte, waren viele andere Züge ihm fremd.

Neben ihr stand ein weißbärtiger Mann in wallendem, scharlachrotem Gewand. Etwas, das an bleiche Geweihstangen erinnerte, spross aus seiner Stirn. Simon überlief es kalt – er hatte in anderen, schlimmeren Träumen Ähnliches gesehen. Der bärtige Mann beugte sich vor und sprach zu der Frau. Sie drehte sich um und fügte dem Entwurf einen weiteren Feuerwirbel hinzu.

Während Simon das Gesicht der dunklen Frau nicht genau ausmachen konnte, war die andere, die ihr gegenüberstand, nur allzu

deutlich zu erkennen. Ihre Züge waren hinter einer Maske aus Silber verborgen, der Rest ihres Körpers unter eisweißen Gewändern. Wie um der Schwarzhaarigen zu antworten, hob die Nornenkönigin den Arm und schleuderte eine Linie aus stumpfem Feuer quer über das ganze Gebilde. Dann winkte sie ein zweites Mal mit der Hand und warf ein Netz aus sacht qualmendem Purpurlicht über den äußersten Globus.

Der Mann an ihrer Seite folgte gelassen jeder ihrer Bewegungen. Er war groß und kraftvoll gebaut. Eine stachelige, obsidianschwarze Rüstung umhüllte seinen Leib von Kopf bis Fuß. Er trug keine Maske, aber trotzdem konnte Simon sein Gesicht nicht recht erkennen.

Was taten sie? War das der Trennungsvertrag, von dem Simon gehört hatte? Denn sicherlich waren es Sithi und Nornen, die er hier zusammen auf dem Sesuad'ra sah.

Die undeutlichen Figuren begannen jetzt lebhafter miteinander zu sprechen. Schlingen und sich überkreuzende Flammenlinien wurden in die Luft über den Sphären geschleudert und blieben im Nichts hängen, leuchtend wie die Spur eines vorübersausenden Feuerpfeils. Das Gespräch schien in einen Streit überzugehen. Viele der schattenhaften Zuschauer, deren Gebärden mehr Zorn verrieten, als Simon es je bei den Unsterblichen bemerkt hatte, näherten sich der Tafel und umringten die vier. Aber noch immer konnte Simon nur ein dumpfes Rauschen hören, wie Wind oder brausendes Wasser. Die Flammengloben im Mittelpunkt der Auseinandersetzung loderten auf und wogten wie ein Leuchtfeuer im Wind.

Simon wäre gern etwas näher herangegangen, um besser zu sehen. War es die Vergangenheit, der er hier zuschaute? War sie aus dem gespenstischen Stein hervorgesickert? Oder war es nur ein Traum, eine Sinnestäuschung, Folge der langen Nacht und der Lieder, die er in Jao é-Tinukai'i gehört hatte? Irgendwie war er sicher, dass es sich anders verhielt. Alles kam ihm so wirklich vor, dass er fast das Gefühl hatte, er könne den Arm ausstrecken ... den Arm ausstrecken ... und sie berühren ...

Das Geräusch in seinen Ohren verklang. Die Lichter der Fackeln und Sphären erloschen.

Erschauernd kam Simon zu sich. Er hockte hoch oben auf dem bröckelnden Stein der Sternwarte, dem Abgrund gefährlich nah. Die Sithi waren fort. Keine Fackeln brannten mehr im Feuergarten, und die einzigen lebenden Wesen auf Sesuad'ras Gipfel waren zwei Wachposten, die unten vor der Zeltstadt an ihrem Lagerfeuer saßen. Verwirrt blieb Simon noch eine Weile sitzen. Er starrte auf die ferneren Flammen und versuchte zu begreifen, was er erblickt hatte. Sollte es ihm etwas sagen? Oder war es nur ein unwichtiges Überbleibsel, ein Name, von einem Wanderer in die Mauer geritzt und dort noch lange sichtbar, nachdem der Mann selbst gestorben war?

Simon stieg langsam die Treppe vom Dach der Sternwarte wieder hinab und kehrte zu seiner Decke zurück. Vom Versuch, seine Vision zu verstehen, bekam er Kopfschmerzen. Mit jeder Stunde, die verging, fiel ihm das Denken schwerer.

Nachdem er sich in seinen Mantel gewickelt hatte – das Gewand, das er darunter trug, war nicht sonderlich warm –, nahm er einen tiefen Zug aus seinem Trinkschlauch. Das Wasser stammte aus einer der Quellen des Sesuad'ra; es war süß und an seinen Zähnen kalt. Er nahm noch einen Schluck und genoss den Nachgeschmack von Gras und Schattenblumen. Mit den Fingern klopfte er auf die Steinplatten. Träume hin, Träume her; eigentlich sollte er über die Dinge nachdenken, die ihm Deornoth gesagt hatte. Zu Beginn der Nacht hatte er sie sich so viele Male im Kopf wiederholt, dass sie schließlich ganz unsinnig geklungen hatten. Jetzt, als er sich wieder konzentrieren wollte, merkte er, dass die Litanei, die Deornoth ihm so sorgsam eingetrichtert hatte, in seinem Verstand nicht haften wollte. Ihre Worte schossen hin und her wie Fische in einem seichten Teich. Simons Gedanken begannen zu wandern. Er sann über die vielen seltsamen Ereignisse nach, die ihm seit seiner Flucht aus dem Hochhorst zugestoßen waren.

Was für eine Zeit das gewesen war! Was er alles gesehen hatte! Simon wusste nicht genau, ob man es Abenteuer nennen sollte – unter einem Abenteuer verstand man eher etwas, das glücklich und in Sicherheit endete. Er bezweifelte jedoch, dass es ein glückliches Ende geben würde, und es waren schon jetzt so viele Leute gestor-

ben, dass das Wort »Sicherheit« wie ein grausamer Scherz wirkte. Aber trotzdem handelte es sich unzweifelhaft um Erlebnisse, die die kühnsten Träume eines Küchenjungen weit übertrafen. Simon Mondkalb war Geschöpfen begegnet, die dem Reich der Sage entstammten, er hatte an Schlachten teilgenommen und sogar selbst getötet. Natürlich hatte sich das als weit weniger leicht erwiesen, als er früher geglaubt hatte, damals, als er noch davon geträumt hatte, Hauptmann im königlichen Heer zu werden – in Wirklichkeit war es sehr, sehr unangenehm gewesen.

Darüber hinaus war Simon von Dämonen gejagt worden, hatte sich Zauberer zu Feinden und den höchsten Adel zu Freunden gemacht – wobei die Edelleute auch nicht viel besser oder schlechter zu sein schienen als die Leute aus Küche und Keller – und als unfreiwilliger Gast in der Stadt der unsterblichen Sithi gelebt. Außer dem warmen Bett und der Sicherheit, dass es gut ausgehen würde, war das Einzige, das seinem Abenteuer offenbar fehlte, die schöne Jungfrau. Er hatte zwar eine Prinzessin kennengelernt und sie schon gemocht, als er sie noch für ein ganz gewöhnliches Mädchen hielt, aber Miriamel war längst wieder verschwunden, und Ädon allein wusste, wo sie jetzt steckte. Seitdem war weibliche Gesellschaft ungemein knapp gewesen, wenn man von Jirikis Schwester Aditu absah, die Simon allerdings eher ratlos zurückgelassen hatte. Wie eine Leopardin war sie – wunderschön, aber furchterregend. Er sehnte sich nach jemandem, der mehr wie er selbst war – nur hübscher. Er rieb sich den Flaumbart und betastete seine vorspringende Nase. Viel hübscher. Er hatte das Alleinsein satt. Er wollte einen Menschen, mit dem er reden konnte – jemanden, dem er etwas bedeutete, der ihn verstand, wie nicht einmal sein Trollfreund Binabik ihn je verstehen konnte. Jemand, mit dem er seine Gedanken teilen konnte ...

Jemand, der die Sache mit dem Drachen begreift, dachte er plötzlich.

Er fühlte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief, diesmal aber nicht vom Wind. Eine Erscheinung längst verschwundener Sithi, und sei sie noch so lebendig, war *eine Sache*. Es gab viele Leute mit Visionen – die Verrückten auf dem Platz der Schlachten in Erchester grölten sie einander dutzendweise zu, und Simon hatte den Verdacht, dass so etwas auf dem Sesuad'ra noch viel öfter vorkam.

Aber er hatte einen wirklichen Drachen gesehen, und das konnten nur die wenigsten von sich behaupten. Er hatte vor dem Eiswurm Igjarjuk gestanden und war nicht zurückgewichen. Er hatte sein Schwert geschwungen – besser gesagt, ein Schwert, denn es wäre anmaßend, *Dorn* als sein Eigentum zu bezeichnen –, und der Drache war zusammengebrochen. Das war nun wirklich etwas Wunderbares, etwas, das noch keiner außer Priester Johan vollbracht hatte, und der war von allen Menschen der größte gewesen, der Hochkönig.

Natürlich hat Johan damals seinen Drachen getötet, während ich nicht glaube, dass Igjarjuk umgekommen ist. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich mir. Ich glaube nicht, dass sein Blut zu mir gesprochen hätte, wenn der Drache tot gewesen wäre. Und ich glaube auch nicht, dass ich stark genug war, ihn zu erschlagen, nicht einmal mit einem Schwert wie Dorn.

Aber das Seltsame war, dass ihn, obwohl er allen Leuten genau berichtet hatte, was auf dem Urmsheim vorgefallen war und was er jetzt darüber dachte, trotzdem einige von denen, die auf dem Abschiedsstein zu Hause waren, »Drachentöter« nannten und lächelten und ihm zuwinkten, wenn er vorbeiging. Und obwohl er versucht hatte, diesen Namen abzuschütteln, schienen sie seine Zurückhaltung für Bescheidenheit zu halten. Er hatte sogar schon gehört, wie eine der Siedlerinnen aus Gadrinsett ihren Kindern die Geschichte in einer Fassung erzählte, die lebhaft beschrieb, wie die Wucht seines Hiebes den Kopf des Drachen vom Körper getrennt hatte. Bald schon würde es gar nicht mehr darauf ankommen, was wirklich geschehen war. Menschen, die Simon, oder besser: seine Geschichte, mochten, würden darauf bestehen, dass er den gewaltigen Schneedrachen ganz allein abgeschlachtet hätte. Diejenigen, die nichts für ihn übrig hatten, würden erklären, es sei alles erlogen.

Die Vorstellung, dass andere Leute Lügengeschichten über sein Leben verbreiteten, erfüllte Simon mit einigem Zorn. Irgendwie war es entwürdigend. Es waren weniger die Skeptiker, denen sein Groll galt – sie konnten ihm jenen Augenblick kristallreinen Schweigens und tiefster Stille auf dem Urmsheim nicht nehmen –, als vielmehr die anderen, die Übertreiber und Vereinfacher. Diejenigen, die eine Geschichte sorgloser Tapferkeit daraus machten, von einem frei

erfundenen Simon, der mit dem Schwert auf Drachen losging, bloß weil er stark genug dazu war oder weil Drachen böse waren, beschmierten mit ihren schmutzigen Fingern ein unbeflecktes Stück seiner Seele. Es ging doch um mehr, so viel mehr, das sich ihm in den blassen, ausdruckslosen Augen des Ungeheuers, in jenem brennenden Augenblick, als er im schwarzen Blut des Drachen badete, enthüllt hatte ... jenes Blut hatte ihm die Welt gezeigt ... die Welt ...

Simon richtete sich auf. Er war schon wieder eingeknickt. Bei Gott, der Schlaf war ein heimtückischer Feind. Man konnte ihm nicht entgegenreten und kämpfen, er wartete, bis man den Blick abwendete, und schlich sich dann ganz leise an. Aber Simon hatte sein Wort gegeben, und jetzt, da er ein Mann sein würde, musste sein Wort ein feierliches Gelöbnis sein. Also würde er wach bleiben. Diese Nacht war eine besondere Nacht.

Als die Dämmerung kam, hatten ihn die Armeen des Schlags zu drastischen Maßnahmen gezwungen, es aber nicht geschafft, ihn völlig zu besiegen. Als Jeremias mit einer Kerze in der Hand und gebeugt unter dem Gewicht seines Auftrags die Sternwarte betrat, fand er Simon im Schneidersitz vor. Er saß in einer Pfütze rasch gefrierenden Wassers. Das nasse rote Haar hing ihm in die Augen, und die weiße Strähne darin war starr wie ein Eiszapfen. Simons längliches Gesicht strahlte triumphierend.

»Ich hab mir den ganzen Wasserschlauch über den Kopf gegossen«, verkündete er stolz. Seine Zähne klapperten so laut, dass Jeremias ihn bitten musste, den Satz zu wiederholen. »Wasser über den Kopf gegossen. Zum Wachbleiben. Was willst du hier?«

»Es ist Zeit«, erwiderte der andere. »Der Morgen graut schon. Zeit für dich mitzukommen.«

»Ah.« Simon erhob sich unsicher. »Ich bin wach geblieben, Jeremias. Bin nicht *einmal* eingeschlafen.«

Jeremias nickte. Er lächelte vorsichtig. »Gut so, Simon. Komm jetzt. Strangyeard hat ein Feuer.«

Simon, der sich schwächer und kälter fühlte, als er gedacht hatte, legte den Arm um die magere Schulter des anderen Jungen, um sich zu stützen. Jeremias war so dünn geworden, dass es Simon schwer-

fiel, sich zu erinnern, wie er früher ausgesehen hatte: ein feister Wachszieherlehrling mit Dreifachkinn, immer schnaufend und schwitzend. Bis auf den gehetzten Blick, der von Zeit zu Zeit in seine dunkel umschatteten Augen trat, sah Jeremias aus wie ein hübscher, junger Knappe – der er auch war.

»Ein Feuer?« Simon hatte endlich den Sinn der Worte seines Freundes in sich aufgenommen. Ihm war ganz schwindlig. »Ein richtiges Feuer? Und etwas zu essen?«

»Es ist ein ausgezeichnetes Feuer«, antwortete Jeremias feierlich. »Eines habe ich gelernt ... dort unten in den Schmieden. Wie man ein richtiges Feuer macht.« Langsam und gedankenverloren schüttelte er den Kopf, sah auf und begegnete Simons Blick. Ein Schatten flackerte hinter seinen Augen auf und verschwand schnell wieder wie ein durchs Gras gejagter Hase, dann kehrte das wachsames Lächeln zurück. »Was das Essen betrifft ... nein, natürlich nicht. Noch eine ganze Weile nicht, und das weißt du auch. Aber mach dir keine Sorgen, du gefräßiges Schwein, heute Abend bekommst du wahrscheinlich einen Kanten Brot oder etwas in der Art.«

»Hund«, sagte Simon grinsend und lehnte sich absichtlich so schwer auf ihn, dass Jeremias unter dem zusätzlichen Gewicht straukelte. Nur unter vielen Flüchen und gegenseitigen Beleidigungen gelang es ihnen, sich über die eisigen Steinplatten zu bewegen, ohne auszurutschen. Gemeinsam torkelten sie durch das Tor der Sternwarte, hinaus in das blasse, grauviolette Glühen der Morgendämmerung. Über den ganzen Gipfel des Abschiedssteins ergoss sich das östliche Licht, aber es sang kein einziger Vogel.

Jeremias hatte nicht zu viel versprochen. Das Feuer, das in Vater Strangeyards mit einer Zeltplane überdachter Kammer loderte, war herrlich heiß – und das war gut, denn Simon hatte das Gewand abgelegt und war in einen hölzernen Zuber gestiegen. Während er die weißen Steinmauern ringsum mit ihren gemeißelten, verschlungenen Ranken und den winzigen Blumen betrachtete, malte der Flammenschein kleine Wellen auf das Mauerwerk, sodass es schien, als wogten die Wände unter seichtem, orangerotem Wasser.

Vater Strangeyard hob einen neuen Wasserkrug und goss ihn

über Simons Kopf und Schultern aus. Anders als das Bad, das er sich gerade selber angetan hatte, war dieses Wasser zumindest angewärmt. Während es über sein eiskaltes Fleisch rann, erinnerte es Simon mehr an Blut als an Wasser.

»Möge dieses ... möge dieses Wasser Sünde und Zweifel abwaschen.« Strangyeard stockte und spielte mit seiner Augenklappe. Sein einziges Auge war zugekniffen und von einem Netz aus Runzeln umgeben, während er sich an den nächsten Satz des Gebetes zu erinnern versuchte. Simon wusste, dass Strangyeard nervös war, nicht vergesslich. Der Priester hatte den größten Teil des gestrigen Tages damit zugebracht, die kurze Zeremonie immer wieder zu studieren. »Möge ... möge dann der Mann, der also von seinen Sünden reingewaschen ist, vor mich treten ohne Furcht, auf dass ich hineinsehe in den Spiegel seiner Seele und darin erkenne die Stärke seines Herzens, die Rechtschaffenheit seines Eides ... die Rechtschaffenheit seines ... seines Eides ...« Wieder kniff der Priester verzweifelt das Auge zusammen. »Ach ...«

Simon ließ die Hitze des Feuers auf sich wirken. Er fühlte sich ganz knochenlos und stumpfsinnig, aber das war durchaus kein unangenehmer Zustand. Er hatte fest geglaubt, dass er aufgeregt, sogar völlig verängstigt sein würde, aber die schlaflose Nacht hatte ihm alle Furcht genommen.

Strangyeard fuhr sich mit der Hand krampfhaft durch seine wenigen verbliebenen Haarsträhnen. Endlich fiel ihm der Rest der Liturgie wieder ein, und er beeilte sich, zum Schluss zu kommen, als fürchte er, sein Gedächtnis könne ihn nochmals im Stich lassen. Anschließend half der Priester Jeremias, Simon mit weichen Tüchern abzutrocknen, und reichte ihm dann sein weißes Gewand zurück, zu dem jetzt ein breiter Ledergürtel gekommen war, den Simon umschnallen sollte. Simon trat gerade in seine leichten Schuhe, als eine kleine Gestalt in der Tür erschien.

»Ist er bereit?«, fragte Binabik. Der Troll sprach sehr ruhig und gemessen, wie stets war er voller Respekt für die Rituale anderer. Simon starrte ihn an und jäh erfüllte ihn heftige Liebe zu dem kleinen Mann. Hier war ein echter Freund, einer, der ihm in allen Gefahren treu zur Seite gestanden hatte.

»Ja, Binabik. Ich bin bereit.«

Der Troll führte ihn hinaus. Strangyeard und Jeremias folgten. Der Himmel war mehr grau als blau, wild von Wolkenfetzen. Der ganze Zug, der im Morgenlicht dahinschritt, passte sich Simons träumerisch schlenderndem Gang an.

Der Weg zu Josuas Zelt war von Zuschauern gesäumt, an die zweihundert Menschen, zumeist Hotvigs Thrithingvolk und Siedler aus Gadrinsett. Simon erkannte einige Gesichter, wusste jedoch, dass die, die er am besten kannte, weiter vorn bei Josua auf ihn warteten. Ein paar Kinder winkten ihm. Ihre Eltern packten sie sofort und ermahnten sie flüsternd, besorgt, die Feierlichkeit des Augenblicks zu stören. Aber Simon grinste und winkte zurück. Die kalte Morgenluft tat seinem Gesicht wohl. Von neuem erfasste ihn ein leichter Schwindel, sodass er sich beherrschen musste, um nicht laut loszulachen. Wer hätte das je gedacht? Er drehte sich zu Jeremias um, doch sein Gesicht war verschlossen, und er hielt den Blick, nachdenklich oder schüchtern, gesenkt.

Als sie den freien Platz vor Josuas Quartier erreicht hatten, fielen Jeremias und Strangyeard zurück, um mit den anderen Anwesenden einen unregelmäßigen Halbkreis zu bilden. Sludig, mit frisch gestutztem und geflochtenem gelbem Bart, strahlte Simon an wie ein stolzer Vater. Neben ihm stand der dunkelhaarige Deornoth in ritterlichem Schmuck, daneben Sangfugol, der Harfner, der Herzogssohn Isorn und der alte Hofnarr Strupp. Der Narr, in einen dicken Mantel gehüllt, schien sich mit leiser Stimme bei dem jungen Rimmersmann zu beschweren. Näher an der Vorderseite des Zeltes warteten Herzogin Gutrun und die kleine Leleth, an ihrer Seite Geloë. Die Waldfrau hielt sich wie ein alter Soldat, dem man einen sinnlosen Appell aufgezwungen hat, aber als ihre gelben Augen Simons Blick begegneten, nickte sie ihm kurz zu, wie um zu bestätigen, dass eine Aufgabe erfüllt sei.

Auf der anderen Seite des Halbkreises konnte man Hotvig und die übrigen Randwächter sehen, ihre langen Speere ragten auf wie ein Dickicht schlanker Bäume. Durch die zusammengeballten Wolken rieselte weißes Morgenlicht und glänzte stumpf auf ihren Armreifen und Speerspitzen. Simon versuchte, nicht an die anderen zu

denken, die heute hier sein sollten und nicht da waren, wie Haestan und Morgenes.

Eingerahmt von der Öffnung zwischen den beiden Gruppen erhob sich ein grau, weiß und rot gestreiftes Zelt. Davor stand Prinz Josua, das in der Scheide steckende Schwert Naidel an seiner Seite, einen schmalen Silberreif auf dem Haupt. Neben ihm erkannte Simon Vara. Sie trug ihre dunklen Haare offen, die, vom Spiel des Windes bewegt, üppig auf ihre Schultern fielen.

»Wer tritt vor mich?«, fragte Josua mit langsamer, gemessener Stimme und zeigte, wie um den strengen Tonfall Lügen zu strafen, Simon die Andeutung eines Lächelns.

Binabik antwortete mit sorgfältiger Betonung: »Einer, der ein Ritter werden will, Prinz – Euer und Gottes Diener. Seoman ist es, Eahlferends und Susannas Sohn.«

»Wer spricht für ihn und beschwört die Wahrheit dieser Worte?«

»Binbineqegabenik von Yiqanuc bin ich, und ich beschwöre die Wahrheit dieser Worte.« Binabik verneigte sich. Seine höfische Gebärde sorgte für große Heiterkeit unter den Zuschauern.

»Und hat er seine Nachtwache gehalten und ist er rein geworden von seinen Sünden?«

»Ja!«, quiekte Strangyeard eifrig. »Er hat – ich meine, er ist!«

Wieder unterdrückte Josua ein Lächeln. »Dann soll Seoman vortreten.«

Binabiks kleine Hand berührte seinen Arm, und Simon näherte sich dem Prinzen einige Schritte, um dann im dichten, wehenden Gras auf ein Knie zu sinken. Es überlief ihn kalt.

Josua wartete einen Augenblick, bevor er sprach. »Du hast mir tapfer gedient, Seoman. In einer Zeit großer Gefahr hast du für meine Sache dein Leben gewagt und einen großen Sieg für uns errungen. Hier stehe ich nun, vor dem Angesicht Gottes und den Augen deiner Kameraden, um dich zu erheben und dir Rang und Ehre vor anderen Menschen zu verleihen, doch auch, um dir Lasten aufzuerlegen, die diese anderen nicht tragen müssen. Willst du schwören, das alles auf dich zu nehmen?«

Simon holte tief Atem, damit seine Stimme nicht zitterte und die Worte, die Deornoth ihm so mühsam beigebracht hatte, richtig

herauskamen. »Ich will Usires Ädon und meinem Herrn dienen. Ich will die Gefallenen aufheben und die Unschuldigen verteidigen. Ich will meine Augen nicht abwenden von dem, was meine Pflicht ist. Ich will das Reich meines Prinzen gegen alle Feinde im Geiste und im Leibe verteidigen. Das schwöre ich bei meinem Namen und meiner Ehre. Möge Elysia, Ädons heilige Mutter, meine Zeugin sein.«

Josua kam näher, streckte den Arm aus und legte Simon seine Hand auf den Scheitel. »Somit ernenne ich dich zu meinem Gefolgsmann, Seoman, und lege die Lasten der Ritterschaft auf dein Haupt.« Er sah auf. »Knappe!«

Jeremias trat vor. »Hier, Prinz Josua.« Seine Stimme schwankte leicht.

»Bring dein Schwert.«

Nach einem Augenblick der Verwirrung – der Griff hatte sich in Vater Strangyears Ärmel verfangen – erschien Jeremias mit dem Schwert, das in einer geprägten Lederscheide steckte. Es war eine blankpolierte, im Übrigen unauffällige Erkylnländer-Klinge. Für einen Moment bedauerte Simon, dass man ihm nicht *Dorn* brachte, und schalt sich gleich darauf einen unverbesserlichen Dummkopf. War er denn nie zufrieden? Und wie peinlich, wenn *Dorn* sich dem Ritual nicht fügte und schwer wie ein Mühlstein wurde! Er würde dastehen wie ein Volltrottel. Josuas Hand lag plötzlich schwer auf seinem Kopf. Simon schaute zu Boden, damit niemand bemerkte, wie er errötete.

Als Jeremias ihm sorgsam die Scheide an den Gürtel geschnallt hatte, zog Simon das Schwert, küsste seinen Griff und schlug das Zeichen des *Baumes*. Dann legte er die Klinge vor Josuas Füße.

»In Eurem Dienst, Herr.«

Der Prinz nahm die Hand zurück, zog die schlanke Klinge Naidel und berührte damit Simons Schultern, rechts, links, dann noch einmal rechts.

»Vor Gottes Angesicht und den Augen Eurer Kameraden – erhebt Euch, Herr Seoman.«

Unsicher kam Simon auf die Füße. Es war geschehen. Er war ein Ritter. Sein Kopf schien fast so wolkig wie der tiefhängende Him-

mel. Nach einem langen Augenblick des Schweigens setzten die Hochrufe ein.

Stunden nach der Zeremonie erwachte Simon keuchend aus einem Traum voll erstickender Finsternis und merkte, dass er sich in einem Gewirr von Decken fast selbst erdrosselt hatte. Matter, winterlicher Sonnenschein fiel auf Josuas gestreiftes Zelt; Streifen aus rotem Licht bedeckten seinen Arm wie Farbe. Es war Tag, beruhigte er sich. Er hatte geschlafen und nur einen schrecklichen Traum gehabt ...

Er richtete sich auf und befreite sich ächzend aus dem Dickicht seines Bettzeugs. Die Zeltwände summten im Wind. Hatte er geschrien? Hoffentlich nicht. Es wäre doch recht beschämend, am Nachmittag des Tages, an dem man ihn seiner Tapferkeit wegen zum Ritter geschlagen hatte, mit einem Angstschrei aufzuwachen.

»Simon?« An der Wand neben der Tür zeigte sich ein kleiner Schatten. »Bist du wach?«

»Ja, Binabik.« Er griff nach seinem Hemd. Der kleine Mann schob sich durch die Zeltklappe.

»War deine Ruhe gut? Es ist kein Ding von Leichtigkeit, die ganze Nacht wach zu bleiben, und manchmal macht es den Schlaf hinterher voll Mühsamkeit.«

»Ich schlief.« Simon zuckte die Achseln. »Und hatte einen merkwürdigen Traum.«

Der Troll hob eine Augenbraue. »Erinnerst du dich daran?«

Simon überlegte kurz. »Nicht so recht. Irgendwie ist es mir entfallen. Etwas über einen König und alte Blumen, den Geruch von Erde ...« Er schüttelte den Kopf. Es war weg.

»Das, so denke ich, ist nur gut.« Binabik durchforstete eifrig Josuas Zelt. Er suchte Simons Mantel. Endlich hatte er ihn gefunden, drehte sich um und warf ihn dem frischgebackenen Ritter zu, der sich gerade die Hose anzog. »Deine Träume sind oft verstörend für dich, aber selten von großer Hilfe beim Gewinnen von mehr Weisheit. Wahrscheinlich ist es darum am besten, wenn dich nicht jeder einzelne Traum mit seiner Erinnerung belastet.«

Simon fühlte sich unbestimmt gekränkt. »Weisheit? Was meinst

du? Amerasu hat gesagt, meine Träume bedeuteten etwas. Und du und Geloë fandet das auch!«

Binabik seufzte. »Ich meinte nur, dass wir nicht sehr glücklich darin sind, ihre Bedeutung zu entdecken. Darum scheint es mir eher von Vorteil, wenn sie dich nicht beunruhigen, wenigstens nicht jetzt, wenn du dich deines großen Tages erfreuen solltest.«

Das ernste Gesicht des Trolls genügte Simon. Er schämte sich von Herzen über seine plötzliche Missstimmung. »Du hast recht, Binabik.« Er schnallte den Schwertgurt um. Das ungewohnte Gewicht war eine weitere neue Erfahrung an diesem Tage voller Wunder. »Ich will heute nicht an ... an etwas Böses denken.«

Binabik gab ihm einen herzhaften Klaps. »Das ist mein Gefährte vieler Reisen, der spricht! Komm, wir gehen. Neben der Freundlichkeit seines Zeltens für dein Schlafbehagen hat Josua nämlich auch dafür gesorgt, dass ein köstliches Mahl auf uns alle wartet und andere Vergnüglichkeiten außerdem.«

Draußen hatte man das im Schutz von Sesuad'ras langgestreckter Nordostmauer errichtete Zeltlager mit bunten Bändern geschmückt, die im starken Wind knatterten und flatterten. Bei ihrem Anblick musste Simon unwillkürlich an seine Zeit in Jao é-Tinukai'i denken, Erinnerungen, die er gewöhnlich zu unterdrücken versuchte, weil sie von komplizierten und beunruhigenden Gefühlen begleitet waren. Alle die schönen Worte heute konnten nichts an ihrer bitteren Lage ändern oder den Sturmkönig verscheuchen. Simon hatte es satt, immer in Angst zu leben. Der Stein des Abschieds würde ihnen nur kurze Zeit Schutz bieten. Wie sehr er sich doch nach einem Zuhause sehnte, einem sicheren Hafen, nach Freiheit von all dem Schrecken! Amerasu die Schiffgeborene hatte seine Träume gesehen. Und hatte sie nicht erklärt, er brauche keine weiteren Lasten mehr zu tragen? Aber Amerasu, die so vieles gesehen hatte, war anderem gegenüber manchmal blind gewesen. Vielleicht hatte sie sich auch in Simons Schicksal geirrt.

Mit den letzten Nachzüglern traten Simon und sein Begleiter durch den geborstenen Türrahmen in die von Fackeln erhellte Wärme des Abschiedshauses. Der riesige Raum war voller Menschen. Sie saßen auf ausgebreiteten Mänteln und Decken. Man hatte

die Steinplatten des Fußbodens vom jahrhundertealten Moos und Gras befreit. Überall brannten kleine Kochfeuer. In diesen harten Zeiten gab es selten genug einen Anlass, fröhlich zu sein. Die Verbannten aus vielen Orten und Völkern, die sich hier zusammengefunden hatten, schienen deshalb entschlossen, die Gelegenheit zum Feiern zu nutzen. An mehreren Feuern forderte man Simon auf, stehen zu bleiben und einen Glückwunschschluck zu trinken, und so dauerte es eine ganze Weile, bis er endlich zur Hohen Tafel vordrang, einem massiven, geschmückten Steinblock, der Bestandteil der ursprünglichen Sithihalle war. Dort warteten der Prinz und seine anderen Gefährten.

»Willkommen, Herr Seoman.« Josua winkte Simon auf den Platz zu seiner Linken. »Unsere Siedler von Neu-Gadrinsett haben keine Mühe gescheut, dieses Fest zu einem großartigen Ereignis zu machen. Es gibt Kaninchen und Rebhuhn, Hühner, glaube ich, und eine gute Silberforelle aus dem Stefflod.« Er beugte sich zu Simon und sprach etwas leiser. Trotz der friedlichen letzten Wochen kam Simon das Gesicht des Prinzen hager vor. »Iss ordentlich, Junge. Das Wetter wird schon bald schlechter werden. Vielleicht müssen wir dann von unserem Fett zehren wie die Bären.«

»Neu-Gadrinsett?«, fragte Simon.

»Wir sind nur Besucher auf dem Sesuad'ra«, erklärte Geloë. »Der Prinz findet mit Recht, dass es anmaßend von uns wäre, unserer Siedlung den Namen dieses geheiligten Ortes zu geben.«

»Und da so viele von denen, die hier wohnen, aus Gadrinsett kommen und der Name passt – in der alten Sprache von Erkyndland bedeutet es ›Versammlungsort‹ –, habe ich unsere Zeltstadt danach benannt.« Josua hob den Becher aus gehämmertem Metall. »Neu-Gadrinsett!« Und brausend klang es zurück: »Neu-Gadrinsett!«

Tatsächlich hatte man aus dem wenigen, das Tal und Wald hergaben, das Bestmögliche gemacht. Simon aß mit einer Begeisterung, die an Gier grenzte. Er hatte seit der Mittagmahlzeit des Vortags nichts mehr zu sich nehmen dürfen und einen Großteil seiner Nachtwache mit Gedanken an diverse Leckereien zugebracht. Am Ende hatte ihm zwar die schiere Erschöpfung den Hunger ausgetrieben, aber jetzt hatte er sich mit Macht zurückgemeldet.

Hinter ihm stand Jeremias und füllte Simons Becher jedes Mal, wenn er ihn geleert hatte, mit verdünntem Wein nach. Simon war nicht recht wohl bei der Vorstellung, dass sein alter Freund aus dem Hochhorst ihn jetzt bediente, aber Jeremias hatte darauf bestanden.

Als der einstige Wachszieherlehrling auf dem Sesuad'ra eingetroffen war – nach Osten gelockt von den Gerüchten über Josuas wachsendes Heer –, war Simon völlig überrascht gewesen. Nicht nur über sein verändertes Aussehen, sondern vor allem darüber, dass er ihn überhaupt wiedersah, noch dazu an einem so unwahrscheinlichen Ort. Noch verblüffter als Simon war allerdings Jeremias gewesen, seinen Freund lebend anzutreffen, und staunend vernahm er die Geschichte von Simons Abenteuern. Er schien die Geschichte des einstigen Küchenjungen für nichts Geringeres als ein Wunder zu halten und hatte sich in Simons Dienste gestellt wie jemand, der in einen frommen Orden eintritt. Angesichts Jeremias' unerschütterlicher Entschlossenheit fügte sich Simon endlich, wenn auch sehr verlegen. Die selbstlose ergebenheit seines neuen Knappen verursachte ihm Unbehagen. Viel glücklicher war er, wenn sich, was manchmal geschah, Spuren ihrer alten spöttischen Freundschaft zeigten – mitsamt der spöttischen Kabbeleien, die dazugehörten.

Obwohl sich Jeremias von Simon alles, was diesem begegnet war, wieder und wieder berichten ließ, zeigte der Wachszieherlehrling selbst wenig Lust, von seinen Erlebnissen zu erzählen. Er sagte nur, dass man ihn gezwungen hätte, in den Schmieden unter dem Hochhorst zu arbeiten, und dass Inch, Morgenes' einstiger Helfer, ein grausamer Meister gewesen wäre. Simon konnte sich aus dem, was Jeremias verschwieg, manches zusammenreimen und fügte der Rechnung, die für den schwerfälligen Riesen bei ihm offenstand, im Stillen noch ein paar Posten hinzu. Denn war er jetzt nicht ein Ritter, und gehörte es nicht zu den ritterlichen Pflichten, Gerechtigkeit zu üben?

»Ihr starrt ins Leere, Simon«, meinte die Herrin Vara und weckte ihn damit aus seinem Grübeln. Man sah ihr allmählich an, dass ein Kind in ihrem Leib heranwuchs, aber sie hatte noch immer den wilden Blick eines Pferdes oder Vogels, die zwar die menschliche Be-

rührung dulden, aber nie gänzlich zahm werden. Er erinnerte sich daran, wie er sie zum ersten Mal erblickt hatte auf der anderen Seite des Hofes in Naglimund und wie er sich gefragt hatte, was eine so schöne Frau veranlassen könnte, so verbissen und unglücklich auszusehen; sie wirkte jetzt zufriedener, aber etwas Scharfes war ihr geblieben.

»Verzeiht mir, Herrin, ich dachte an ... an die Vergangenheit, glaube ich.« Er errötete. Worüber unterhielt man sich bei Tisch mit der Gemahlin des Prinzen? »Es ist eine sonderbare Welt.«

Vara lächelte belustigt. »O ja. Sonderbar und schrecklich.«

Josua erhob sich und donnerte mit dem Becher auf die steinerne Tischplatte, bis der überfüllte Saal endlich still wurde. Als das Heer ungewaschener Gesichter zu dem Gefolge des Prinzen aufsaß, kam Simon eine jähe, erschreckende Einsicht.

Alle diese Leute aus Gadrinsett, die Josua mit offenem Mund anstarrten – das war er! Sie waren so, wie er gewesen war. Stets hatte er außerhalb gestanden und die wichtigen Persönlichkeiten von ferne betrachtet. Und jetzt, so unglaublich es auch war, saß er in ihrer Mitte, gehörte zum Kreis der Ritter an der langen Tafel des Prinzen – und doch war er immer noch derselbe Simon. Was war bloß passiert?

»Wir haben uns aus vielerlei Gründen hier versammelt«, begann der Prinz. »Erstens, und das ist das Wichtigste, um unserem Gott zu danken, dass wir uns lebendig und in Sicherheit an diesem Ort der Zuflucht befinden, umgeben von Wasser, geschützt vor unseren Feinden. Zweitens sind wir hier, um den Vorabend des Sankt-Granis-Tages zu feiern, eines heiligen Tages, den man fastend und in stillem Gebet verbringt – den Vorabend aber feiert man mit gutem Essen und Wein!« Er hob unter den begeisterten Zurufen der Menge den Becher. »Außerdem ehren wir den Ritterschlag unseres jungen Simon, der jetzt Herr Seoman heißt.«

Wieder ein Chor von Hochrufen. Simon errötete und nickte. »Ihr alle habt gesehen, wie er ein Ritter wurde, sein Schwert empfing und den Eid schwor. Aber was ihr noch nicht gesehen habt, ist – sein Banner!«

Unter heftigem Getuschel bückten sich Gutrun und Vara und

zogen ein zusammengerolltes Stück Stoff unter dem Tisch hervor, das direkt vor Simons Füßen gelegen hatte. Isorn trat zu ihnen und half. Gemeinsam hoben sie den Stoff hoch und entrollten ihn.

»Das Wappen Herrn Seomans von Neu-Gadrinset«, verkündete der Prinz.

Das Feld aus grauen und roten, schrägen Streifen – Josuas Farben – zeigte den Umriss eines schwarzen Schwertes. Um das Schwert herum wand sich wie ein Schlinggewächs ein geschmeidiger, weißer Drache, dessen Augen, Zähne und Schuppen mit purpurrotem Faden auf das feinste ausgestickt waren. Die Menge johlte und jubelte.

»Hurra für den Drachentöter!«, rief ein Mann, und mehrere andere fielen ein. Simon senkte den Kopf und errötete erneut. Schnell leerte er seinen Weinbecher. Der stolz lächelnde Jeremias füllte ihn sofort, und Simon trank ihn aus. Es war natürlich alles wunderbar, aber trotzdem ... irgendwo tief im Herzen konnte er das Gefühl nicht loswerden, dass irgendetwas Wichtiges nicht stimmte. Es hatte nichts mit dem Drachen zu tun, obwohl er ihn ja möglicherweise gar nicht getötet hatte. Auch nicht mit *Dorn*, obwohl es gewiss nicht Simons Schwert war und vielleicht nicht einmal Josua etwas nützen würde. Nein, irgendetwas anderes war nicht so, wie es sein sollte ...

Bei *Gottes Baum*, dachte er angewidert, *hast du denn an allem etwas auszusetzen, Mondkalb?*

Wieder ließ Josua den Becher auf die Tischplatte krachen. »Das ist noch nicht alles! Nicht alles!« Der Prinz schien sich gut zu unterhalten.

Es muss schön für ihn sein, einmal einer fröhlichen Runde vorzusitzen.

»Noch etwas!«, rief Josua. »Noch ein Geschenk für dich, Simon!« Er winkte, und Deornoth verließ die Tafel und ging in den Hintergrund der Halle. Das Summen der Gespräche nahm wieder zu. Simon trank noch mehr von dem Wein. Er dankte Vara und Gutrun für ihre Mühe mit seinem Banner und lobte die Vorzüglichkeit der Stickerei so eindringlich, bis die beiden Frauen lachen mussten. Erst als ein paar Leute weiter hinten anfangen, laut zu rufen und zu klatschen, blickte Simon auf und sah Deornoth zurückkommen. Der Ritter führte ein braunes Pferd am Zügel.

Simons Augen wurden groß. »Ist das ...?« Er sprang auf, stieß sich das Knie an der Tafel und hinkte hastig durch den dichtgefüllten Saal. »Heimfinder!«, schrie er und warf der Stute die Arme um den Hals; sie, weniger überwältigt als er, stupste ihn sanft mit der Nase an der Schulter. »Aber Binabik hat doch gesagt, er hätte sie verloren!«

»Das stimmte auch«, erwiderte Deornoth lächelnd. »Als Binabik und Sludig in der Falle der Riesen saßen, mussten sie die Pferde laufen lassen. Einer unserer Spährupps fand sie später bei den Ruinen der Sithistadt auf der anderen Talseite. Vielleicht hat sie gespürt, dass dort einmal Sithi waren, und fühlte sich in Sicherheit. Du hast ja erzählt, dass sie eine Zeitlang mit Sithi zusammen war.«

Zu seinem Verdruss merkte Simon, dass er weinte. Er war fest überzeugt gewesen, dass die Stute ein weiterer Name auf der Liste der Freunde und Bekannten geworden war, die er in diesem furchtbaren Jahr verloren hatte. Deornoth wartete, bis er sich die Augen getrocknet hatte, und sagte dann: »Ich bringe sie wieder zu den anderen Pferden, Simon. Ich habe sie vom Fressen weggeholt. Du kannst sie morgen früh besuchen.«

»Danke, Deornoth. Danke.« Simon stolperte zur Hohen Tafel zurück.

Während er sich wieder hinsetzte und Binabiks Glückwünsche zu dem freudigen Wiedersehen entgegennahm, bat der Prinz Sangfugol vorzutreten.

»Wir feiern Simons Ritterschlag, wie Prinz Josua gesagt hat.« Der Harfner verbeugte sich nach der Hohen Tafel. »Aber er war nicht allein auf seiner Reise. Und nicht nur er hat großen Mut und Opferbereitschaft bewiesen. Ihr wisst, dass der Prinz Binabik von Yiqanuc und Sludig von Elvritshalla zu Schutzherrn des Reiches Erkyndland ernannt hat. Doch auch damit ist noch nicht alles erzählt. Von den sechs Tapferen, die auszogen, sind nur drei zurückgekehrt. Ich habe darum dieses Lied gemacht, in der Hoffnung, dass man auch in zukünftigen Tagen keinen von ihnen vergisst.«

Auf Josuas Nicken hin zupfte er eine zarte Folge von Tönen auf der Harfe, die ihm einer der Siedler gebaut hatte, und sang.

»Im fernsten Nordland sturmverweht
der Winter Eiseszähne bleckt.
Wo ewig weiß das Schneefeld steht,
der Urmsheim sich zum Himmel reckt.

Sechs Männer ritten ohne Groll
für Erkyndland in bitter Not:
Sludig mit Binabik, dem Troll,
Ethelbearn, Grimmric todbedroht.

Haestan und Simon, reich an Mut.
Sie folgten eines Prinzen Ruf,
ein Schwert zu suchen, alt von Blut,
das machtvoll Herr Camaris schuf.

Die Klinge Dorn, so schwarz und kühl,
in Nabban einst ihr Ruhm erscholl;
ein Sternpfeil, der vom Himmel fiel
und Erkyndland jetzt retten soll ... «

Während Sangfugol spielte und sang, verstummte das Flüstern, und Schweigen legte sich über die Versammlung. Selbst Josua lauschte, als könne das Lied den Triumph, von dem es erzählte, zur Wirklichkeit machen. Die Fackeln flackerten. Simon trank noch mehr Wein.

Es war schon sehr spät. Nur ein paar Musikanten spielten noch. Sangfugol hatte seine Harfe mit der Laute vertauscht und Binabik irgendwann seine Flöte hervorgeholt. Aus dem Tanzen war Herumgestolper und Gelächter geworden. Simon hatte viel zu viel getrunken und mit zwei Mädchen aus Gadrinsett getanzt, einer hübschen Rundlichen und ihrer dünnen Freundin. Die Mädchen hatten fast ununterbrochen miteinander getuschelt, denn Simon, sein jugendlicher Bart und die große Ehre, die man ihm erwiesen hatte, machten Eindruck. Außerdem hatten sie jedes Mal, wenn er ein Gespräch mit ihnen anfangen wollte, haltlos gekichert. Endlich hatte er ihnen verwirrt und recht ärgerlich »Gute Nacht« gewünscht und die

Hand geküsst, wie es einem Ritter anstand, und damit einen weiteren Ausbruch aufgeregten Lachens hervorgerufen. Eigentlich waren sie noch richtige Kinder, fand Simon.

Josua hatte die Herrin Vara zu Bett begleitet und war dann zurückgekehrt, um über die letzte Stunde des Festes zu wachen. Er saß in leiser Unterhaltung mit Deornoth. Die beiden wirkten müde.

Jeremias schlummerte in einer Ecke, fest entschlossen, sein Lager nicht aufzusuchen, solange Simon es nicht tat, trotz der Tatsache, dass sein Freund ihm gegenüber im Vorteil war, weil er bis in den Mittag hinein geschlafen hatte. Aber auch Simon erwog ernsthaft, ob er nicht in sein Bett schwanken sollte. Da erschien in der Tür des Abschiedshauses Binabik. Neben ihm stand Qantaqa, die halb neugierig, halb misstrauisch in die Luft der großen Halle schnüffelte. Binabik ließ die Wölfin stehen und trat ein. Er winkte Simon und ging zu Josuas Sitz hinüber.

»... Sie haben ihm ein Bett gegeben? Gut.« Als Simon sich näherte, drehte der Prinz sich um. »Binabik bringt Neuigkeiten. Willkommen Neuigkeiten.«

Der Troll nickte. »Ich kenne diesen Mann nicht, aber Isorn schien zu denken, dass sein Kommen wichtig sei. Graf Eolair, ein Hernystiri«, erklärte er Simon, »ist soeben von einem der Fischer über das Wasser gebracht worden, hierher nach Neu-Gadrinsett.« Er lächelte über den Namen, der noch ein wenig ungeschliffen und allzu frisch geprägt wirkte. »Er ist sehr müde, aber er wird uns morgen früh wichtige Nachrichten bringen, wenn der Prinz sie hören will.«

»Natürlich.« Josua strich sich nachdenklich das Kinn. »Jede Nachricht aus Hernystir ist wertvoll, obwohl ich ahne, dass Eolair nicht viel Erfreuliches berichten wird.«

»Das mag sein. Jedoch bemerkte Isorn auch«, Binabik senkte die Stimme und beugte sich näher, »dass Eolair behauptete, etwas Bedeutungsvolles erfahren zu haben«, er wurde noch leiser, »und zwar über die Großen Schwerter.«

»Ach!«, murmelte Deornoth erstaunt.

Josua schwieg einen Augenblick. »So«, meinte er dann, »vielleicht erfahren wir ja morgen, am Sankt-Granis-Tag, ob es in unserem Exil noch Hoffnung für uns gibt oder nicht.« Er stand auf, drehte seinen

Becher um und gab ihm einen Stoß, sodass er zu kreiseln anfang.
»Zu Bett dann also. Ich lasse morgen nach euch schicken, sobald Eolair ausgeruht ist.«

Der Prinz schritt über die Steinplatten davon. Die Fackeln ließen seinen Schatten über die Wände springen.

»Na los, ins Bett, wie der Prinz es befiehlt«, lächelte Binabik. Qantaqa kam zu ihm und schob ihren Kopf in seine Hand. »Dies wird ein Tag für langes Erinnern sein, nicht wahr, Simon?«

Simon konnte nur nicken.